

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 41 (1965-1966)
Heft: 2

Artikel: Revolution in Rio : schlimmer als heute
Autor: Trachsler, Heinrich
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1079402>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Revolution in Rio — schlimmer als heute

Aus den Aufzeichnungen
des Fremdenlegionärs
Heinrich Trachsler

1840 erschien in Zürich ein zweibändiges Werklein mit dem Titel: «Reisen, Schicksale und tragikomische Abenteuer eines Schweizers während seines Aufenthaltes in verschiedenen Provinzen Südamerikas in den Jahren 1828 bis 1835; von Heinrich Trachsler, dem Betreffenden selbst, wahr, getreu und humoristisch nach der Natur geschildert; rechtmäßiges Eigentum des Verfassers und auf dessen Kosten gedruckt.»

Dieser Trachsler war ein Moralist. Das ergibt sich schon aus den wenigen Sätzen «über das Vaterland», die er «statt einer Vorrede» seinen Memoiren voranstellte. Sie lauten: «Der gewöhnliche Mensch weiß dort sein Vaterland, wo er geboren und aufgewachsen ist und wo ihn sein Pfarrer konfirmiert hat. Der Kaufmann, wo er die höchsten Prozente ergaunern

kann, ohne vom Staate gerüpft zu werden. Der Soldat, wo ihm der Feldherr den besten Sold auszahlt und ihm die meiste Zügellosigkeit gewährt. Der Gelehrte, wo er für seine Schmeicheleien am meisten Weihrauch und Gold erntet. – Der ehrliche, vernünftige Mann, wo am meisten Freiheit, Gerechtigkeit und Menschlichkeit zu finden ist. Deshalb aber findet er sein Vaterland nur selten.»

17jährig brach der um seine Jugend betrogene Handwerksgehilfe die Brücken hinter sich ab, indem er sich in Bremen für die kaiserlich-brasilianische Armee anwerben ließ. Nachdem er den soldatischen Drill von der schlimmsten Seite, auch ein entsetzliches Militärspital kennen gelernt hatte, befreite ihn die Revolution gegen den mißliebigen Kaiser Dom Pedro aus der verhaßten Fremdenlegion. Noch einige Jahre trieb er sich in Südamerika herum, irgendwo und irgendwann auf «ein Vaterland» hoffend: als Holzfäller und Baumeister, Pflanze, Pferdeschinder, Fleischverkäufer und Tagelöhner.

Den Entschluß, heimzukehren, faßte er beim Lesen einiger Schweizer Zeitungen bei seinem Landsmann Sprüngli in der brasilianischen Provinzstadt Sao Pedro do Sul. Das Vaterland des «ehrlichen, vernünftigen Mannes» schien gefunden. Ironisch erzählt er in der Rückschau: «Die alte Kokotte, Madame Hoffnung, flüsterte mir nun die Ohren voll. Armer Teufel, sagte sie, jetzt ist die Zeit gekommen, wo du dich von deinen erlittenen Beschwerden ausruhen kannst! In dem schönen Helvetien in Zürich, dem unvergleichlichen Athen, deiner sogenannten Vaterstadt, lasse dich als ehr- und tugendsamer Bürger und Buchbindermeister nieder; denn dort hast du keine portugiesischen Dolche zu befürchten. Freiheit, Liebe und Freundschaft haben dort jetzt gänzlich Wurzel gefaßt. Deine Mitbürger sind seit 1831 fürchterlich zivilisiert geworden, und das Volk schwimmt jetzt in Weisheit und Glückseligkeit . . .»

Seine Hoffnung erfüllte sich nicht. Er fühlte sich bei seiner Rückkehr fremd, hatte unter Verleumdungen und geschäftlichen Enttäuschungen zu leiden und geriet an den Rand des Konkurses. Die Niederschrift seiner südamerikanischen Abenteuer bedeutete ihm Flucht aus einer verschuldeten Handwerkerexistenz und Erholung in einer Traumwelt. Die Kapitel mit der ausführlichen Beschreibung der Jagd auf Wildpferde, die bloß wegen ihrer Haut zu Tausenden zutode geschunden wurden, müßten von einer unfaßlichen Gemütsroheit des Verfassers zeugen,

würde er nicht selbst bekennen, es habe ihm in jenen Monaten vor seiner eigenen Person gegraut.

Einzelne seiner Schilderungen verdichten sich zu großartigen Zeitdokumenten. Vor allem zerstören sie die Meinung, es sei in der «guten alten Biedermeierzeit» das Leben lebenswerter gewesen.

Schon in meinen frühesten Knabenjahren, als ich erst mühsam lesen konnte, griff ich mit wahren Heißhunger nach allen Büchern, deren Inhalt abenteuerlich, komisch oder satirisch war. Der große Schiller war mein Liebling: seine Dramen, seine Gedichte begeisterten mich. Am tiefsten jedoch wurde ich immer wieder von des Erlösers Leidensgeschichte gerührt. Öfters ballte ich meine Knabenfaust in gerechtem Ingrimme über die boshafte, säuischen Pharisäer. Seitdem hasse ich alle Menschen, die ihnen gleichen, jene Verleumder und jene Schwätzerinnen, die Familienzwise und Hader säen und den Keim zu den großen Verbrechen legen, die Hyänen der Menschheit, die man heutzutage in den sogenannten gebildeten Zirkeln trifft. –

Mein Vater war ein harter Mann. Seine Launenhaftigkeit und sein Jähzorn trieben ihn oft zu Grausamkeit und Härte gegen meine liebe Mutter und gegen uns, die fünf Kinder. Wenn aber mein jugendliches gutmütiges Herz empört war, dann fand es doch bei der Mutter Zuflucht. Sie und die Bücher blieben mein Trost. Jeder Sparpfennig wanderte in die Leihbibliotheken. Meine Stilübungen strotzten von Fabelgestalten und Rittern, Schlachten und Klöstern.

Am liebsten las ich auf dem Hausdachgiebel, den Rücken an den Schornstein gelehnt. Hier genoß man eine herrliche Aussicht, zuerst über den Lindenhof, dann weiter über das Limmattal. Hier verfaßte ich sogar einige «Gedichte».

Beim falschen Sokrates

Damals war in einer Dorfgemeinde des Kantons Zürich ein rothaariger, junger Pfarrer, der, obschon unwissend, grob und geizig, sein Amt durch Vetternwirtschaft hatte erlangen können. Dieser Schädling war auf den Einfall gekommen, ein Pensionat zu errichten, in dem er als Lehrer und Erzieher waltete. Ich weiß noch jetzt nicht, wie mein Vater Kunde erhielt von dem Institut dieses Widerlings. Genug, er entschloß sich, den Schlingel und Taugenichts, wie er

mich nannte, sich vom Halse zu schaffen. Unvermuthet packte er mich eines Tages in eine Chaise und kutscherte mich selbst an jenen Ort, wo der falsche Sokrates das Glück hatte, auf Kosten des Volkes fett zu werden.

Diesem Kerl also lieferte mich mein Vater aus, ließ sich das Versprechen abgeben, daß sein Sohn auf die Bahn der Tugend und in das Paradies der Künste und Wissenschaften geführt werde. Freudig bestieg er seinen Reisewagen und kehrte mit stolzer Zufriedenheit nach Zürich zurück.

O Vater, hättest du geahnt, wie oftmals ich verzweifelt und unter heißen Tränen in der freien Natur den himmlischen Vater um deine väterliche Liebe anflehte! Diese Züchtigung war noch härter als alle vorherigen barbarischen Prügel. Bei der Behandlung meines neuen Erziehers wurde ich von Tag zu Tag mißtrauischer und verbitterter. Denn der Satan, dem mich mein Vater ausgeliefert hatte, war nicht nur äußerst beschränkt an Schulkenntnissen, sondern zudem noch von schmutzigem Geiz. Jedes Almosen, das er den Armen geben mußte, preßte ihm den Schweiß aus. Und seine Hand theilte lieber Kopfnüsse und Ohrfeigen aus.

Hier verlor ich endgültig die Fröhlichkeit und Ruhe, die der Kinderseele von Natur eigen sind. Ich sehnte mich nur noch danach, älter zu werden, um mich gegen solche Unterdrückung wehren zu können. Oft, wenn ich nur ein Messer sah, zuckten alle meine Nerven.

Als ich endlich nach diesem Jahr der Qual wieder nach Hause durfte, war ich zwölfteinhalb Jahre alt. Gelernt hatte ich in diesem Pensionat überhaupt nichts. Der Pfarrer hatte uns mit unverständlichem Auswendiglernen gequält. Keiner seiner Schüler jedoch wußte, daß die Schweiz 22 Kantone enthalte, ja nicht einmal, daß seine Gemeinde zum Kanton Zürich gehörte.

Reif für Brasilien

Von meinem Vater wurde ich fortan behandelt wie ein unbequemes Möbelstück, das er so rasch als möglich zum Hause hinaus schaffen wollte. Wie gerne hätte ich studiert! Aber er beschloß, mich in eine Buchbinderlehre zu geben, und zwar nach Zofingen. Meine dreijährige Lehrzeit bedeutete mir eine kurze, sonnige Epoche in meinem sturmbewegten Leben. Ganze Nächte hindurch las ich in den Büchern, die

wir einzubinden hatten. Mit gleicher Gier verschlang ich Reisebeschreibungen und Romane, Schillers Dramen und Cooks Fahrten.

Nach meiner Rückkehr gab mich der Vater als Gesellen zu einem Buchbinder in der Nachbarschaft. Das Liebste blieb mir meine Mutter. Seit einigen Jahren aber lebte sie vom Vater getrennt; zwei Schwestern besorgten ihr den ärmlichen Haushalt. Er aber hatte die alternde Frau gegen ein junges, feuriges Weib umgetauscht, das ihm alljährlich ein neues Prachtsexemplar von Kind zur Welt brachte. In dieser Haushaltung mußte ich leben und täglich den Ausspruch meines Vaters hören: «Wenn ich nur diesen Galgenschnur los wäre . . .»

Als er mir eines Tages, aus gänzlich unbegründeter Eifersucht, eine Ohrfeige hauen wollte, fiel ich ihm in den Arm, rannte verzweifelt ins Freie und faßte den Plan, mich für fremde Kriegsdienste anwerben zu lassen.

Damals wurden in Zürich noch für den französischen und holländischen Kriegsdienst Regimenter angeworben. Bürgersöhne wurden jedoch ohne Einwilligung ihrer Eltern nicht angenommen. Überhaupt galt es als eine Schande für einen jungen Burschen, diesen letzten und verzweifelten Ausweg zu nehmen. Dennoch verschaffte ich mir im geheimen auf meines Vaters Rechnung beim Sattler einen Tornister, packte meine Wäsche zusammen und machte mich in den «Roten Löwen» auf, wo die französischen Werber ihre Einkehr hielten.

Aber der Hauptmann Scheuchzer, der über die endgültige Annahme zu befinden hatte, schien erbittert, als ich ihm haarklein mein bisheriges Leben erzählte. Wahrscheinlich hörte er nicht zum ersten Mal die Tragödie einer verpfuschten Jugend. Er riet mir, als Handwerker in die Fremde zu gehen; mit meinem Vater wolle er selbst ein Wörtlein reden. –

Es war am 17. März 1827, als ich meine Irrfahrten begann. Schon nach einer halben Wegstunde im tiefen Schnee sah ich mich genötigt, ein wenig auszuweichen. Ich warf mein Felleisen ab und setzte mich am Rand des Weges nieder. Die lang zurückgehaltenen Tränen brachen mit Macht hervor. –

Ich irrte die Kreuz und die Quer in Deutschland herum und lernte die Polizei von Sachsen, Bayern und Preussen, Baden, Braunschweig und Hannover von ihrer schlimmsten Seite kennen. Überall, wo ich ohne Arbeit aufgefunden wurde, wurde ich schikaniert und über die nächste Grenze abgeschoben.

Anfangs November langte ich zusammen mit einem unterwegs aufgelesenen Reisegefährten, einem lustigen Drechslergesellen, in der kleinen Stadt Mölln an, wo Eulenspiegels Grab gezeigt wird. Des Abends saßen wir zusammen mit den andern Handwerksburschen der Stadt bei einem Krüge Bier und erzählten uns gegenseitig unsere Abenteuer, Reisen und Schlägereien. Ein steinalter Goldschmiedegeselle, der zu unterst am Tische saß, fesselte vor allen andern meine Aufmerksamkeit. Er wäre, erzählte er, beim Henker ausgewandert, wenn ihn nicht der Gedanke an eine Erbtante zurückgehalten hätte. Denn er hatte davon gehört, daß in Bremen eine Gesellschaft Künstler, Handwerker und Abenteuerer engagiere, um sie auf Kosten der brasilianischen Regierung nach Südamerika zu transportieren.

Diese Erzählung bewegte mich. Sie hat meinen späteren Schicksalen die Richtung gegeben. Ich fragte den Goldschmied um das Nähere und beschloß, so rasch als möglich nach Bremen zu reisen. Das Töchterlein der Schankwirtin, dem ich wohl gefallen mochte, klopfte mir warnend auf die Schulter und flehte mich an, den geplanten dummen Streich doch nicht auszuführen. Aber am nächsten Morgen schied ich von dem herzenguten Mädchen, stiefelte getrost Mutes gegen Hamburg zu und sang und piff trotz meiner schlecht bestellten Börse in den nebligen Tag hinein.

Auch in Hamburg warnte man mich. Und in Bremen wollte mir erst recht niemand Auskunft nach dem Bureau der brasilianischen Kaufmannsgesellschaft geben, wahrscheinlich aus Gutmütigkeit. Dieses Brasilien muß ein rechtes Lumpenland sein, dachte ich im stillen, da niemand etwas davon wissen will.

Trostlos schlenderte ich durch die Straßen, als ich merkte, wie seit längerer Zeit schon ein fremder Herr dicht neben mir ging. Endlich sprach er mich höflich an: «Erlauben Sie, auf ein paar Worte!» Und dann, als ich ihn nach seinem Begehre fragte: «Haben Sie nicht Lust, nach Brasilien auszuwandern?» Finster entgegnete ich ihm, er treibe wohl Scherz mit mir. «Aber nein», antwortete er freundlich, «ich bin beauftragt, Freiwillige zu engagieren. Brasilien ist ein Kaiserreich und braucht dringend Leute, die nach europäischem Stil und abendländischen Sitten eine große Stadt errichten. Oder, falls Sie Lust haben, steht es Ihnen auch frei, Soldat zu werden. Es würde Sie ein glanzvoller Dienst erwarten, doppelt so viel

Sold, als in irgend einer europäischen Armee ausbezahlt wird, reiche, goldbestickte Uniformen. Jede Berufsart steht in der neuen Welt offen. Die Seereise ist gratis, und wer das Klima nicht erträgt, wird auf Kosten der Regierung wieder nach Europa transportiert . . .»

Da hatte ich mich innerlich dem Seelenverkäufer bereits verschrieben, der nicht mehr von meiner Seite wich und als Entschädigung für die Zeitversäumnis, die er mir zugefügt habe, zu einem Frühstück in seine Schenke einlud. Diese Einladung gab den Ausschlag. Kann man es einem halbverhungerten, abgerissenen, durchkälteten Handwerksburschen verargen, wenn er, trotz den Warnungen seines Gewissen, die Einladung an einen gedeckten Tisch nicht abweist? –

Nach vierzehn Tagen wurde unser Transport zusammengestellt. In Reih und Glied wurde ich mit Gefährten, die auf ähnliche Art angeworben waren, aufgestellt. Wir mußten uns – man bedenke, daß es Dezember war! – bis auf die Haut ausziehen. Nun wurden wir mit rauen Bürsten und Schmierseife abgeschruppt und mit heißem Wasser übergossen.

Endlich, am 23. März 1828, stieg die Küste Brasiliens mit ihren bläulich scheinenden Gebirgen vor unseren gierig spähenden Augen empor. Wir segelten an hohen, schroffen Felsgebirgen mit phantastischen Kuppen und Hörnern vorüber, auf deren Gipfeln Palmenhaine prangten. Die Brandung brach sich an riesigen Felsriffen, die durch die tropische Sonne überwirklich hell beleuchtet wurden. Der aus dem Nordland stammende Reisende glaubt sich in einer Zauberwelt zu befinden. Ein Schauer ergreift ihn, eine Träne der Ergriffenheit zittert unter seiner Wimper hervor.

Die herrliche Natur schien die Ankömmlinge willkommen zu heißen und ihnen Mut einzuflößen. Vor uns lag das Land der Zukunft, der Hoffnung, von dem wir uns so viel Glück versprochen hatten und das uns, wie sich bald herausstellen sollte, so viel Elend bereit hielt.

Die Stadt Rio und ihre Bewohner

Es ist schwierig, in wenigen Strichen den Volkscharakter der Brasilianer zu schildern. Ihre Gastfreundschaft, Dienstfertigkeit und Gefälligkeit muß man lobenswert erwähnen, muß aber auch bemerken, daß sie ihre Laster allem Übrigen vorziehen, und die erwähnten Tugenden nur aus Laune und im Schlen-

drian ausüben. Ein längerer Aufenthalt in Rio de Janeiro ist, trotz der schönen Umgegend, durchaus nicht angenehm. Die drückende Hitze, von der man hauptsächlich in den vom Hafen entfernten Stadtteilen umgeben ist, welche nicht von den Seewinden gereinigt werden; der Gestank in den vielen engen Straßen, auf denen Aase von allen Tiersorten verfaulen; die Massen von Kehrlichthaufen, das Leeren von Nachtstühlen, alle diese Unreinigkeiten zusammengerechnet, erregen die höchsten Ekel. Die widrigen farbigen, durch Krankheiten und Mordlust grinsenden und verzerrten Gesichter fallen dem Fremden auf. Das scheußliche nackte Elend menschlicher Schattenfiguren auf öffentlichen Plätzen, neben Kirchen und Spazierwegen ist nicht anziehend, so wenig wie der Jammeranblick so vieler mißhandelter Sklaven, die oft kaum ihre Blöße bedecken können.

Täglich ereignen sich Meuchelmorde, die oft mit schändlicher Grausamkeit verübt werden, auch Betrügereien, Diebereien, Einbrüche und tausend andere Verbrechen. Für drei Taler kann man einen falschen Zeugen kaufen oder Banditen dinge. Die farbige Bevölkerung Rios besteht aus dem ärgsten Auswurf der Menschheit; von diesen geht die Hauptsumme der Verbrechen aus. Die Regierung bleibt ohne Macht. Sitzt zuweilen ein vernünftiger Minister am Ruder, dann kann ihm weder Militär noch die liederliche Marine Unterstützung leihen. Die Justiz und die Beamten bestehen im Durchschnitt aus Hauptschurken und phlegmatischen Ignoranten.

Rio besitzt eine kleine Zahl sehr bemerkenswerter Gebäude. Unter den Wohltätigkeitsanstalten will ich nur das Findelhaus und das Hospital da Misericordia mit seinem «schönen» Kirchhofe erwähnen: ein schändlicher Schindanger. Nackt und ohne Särge wirft man die Leichen der Ärmern und der Neger in ein kaum zwei Fuß tiefes, großes, breites Loch, das so lange offen bleibt, bis einige 30 Leichen nach und nach gesammelt sind, dann wirft man ein bißchen Erde darüber. Hier werden keine Trauerweiden und Rosenbüsche gepflanzt. Keine trostlosen Geliebten, keine zärtlichen Eltern oder Geschwister ringen sich die Hände wund.

Zwar gibt es einige schöne Straßen und Häuserreihen; aber auch hier trifft man schlechtes Pflaster und nachts fast keine Beleuchtung. Die Einwohnerzahl mag sich auf ungefähr 260 000 belaufen. –

Der Geburtstag des Kaisers (Dom Pedro, als portu-

FERNE TAGE

O damals
über die großen, weißen Steine am Strom
barfuß zu gehen, als Knabe, im Sommer,
wenn das Wasser dunkel duftete nach Schlamm,
das seidenweiche, das gleitende Wasser;
ich schleuderte flache Kiesel hinaus,
die hüpfen einmal, zweimal, dreimal...

O ferne Tage,
so unbetretbar
als wie ein Zug von Wolken über den Himmel!

Und manchmal kam der Zeppelin
tief summend, leuchtend, ein Wunderfisch,
hoch über dem Rhein herabgefahren,
durch einen Himmel, nur für ihn so blau,
in eine Ferne, nur für ihn so duftig.
Und ach, was unsereinem ein Rätsel war,
die wußten es, die Winkenden dort aus
der Gondel!

Aber der Weg nach Hause war weit,
voll Gartentoren ins Dunkle hinein
und voll von furchtbar bellenden Hunden.
Und manchmal saßen wir mitten im Wald
im Klettergerüst einer schattigen Eibe
und steckten eine Niele in Brand
und sogen den ätzenden Rauch aus
den Stengeln.

Aber des Nachts
bogen sich dicht
an unserem Backsteinhause
die Tannen im Sturm:
die schwellen an
und schwanden wieder
und sangen und sausten
die ganze Nacht.

A R T H U R H Ä N Y

giesischer Regent in Brasilien eingesetzt, hatte das Land von Portugal losgesagt und sich 1822 zum Kaiser krönen lassen. Red.) fällt auf den 12. Oktober und wird folgendermaßen in Rio de Janeiro begangen: Bei Tagesanbruch verkündet Kanonendonner von allen Forts die Freudenfeier des festlichen Tages. Die fremden und einheimischen Schiffe im Hafen, aufs bunteste mit Flaggen verziert, antworten auf gleiche Weise. Einzeln rücken die verschiedenen Truppenkörper zum Staatsplatz, der von den schönsten Häusern auf allen Seiten umsäumt ist. Aus ihren Fenstern hängen kostbare Teppiche. Punkt sieben Uhr verkünden Böllerschüsse die Abfahrt der kaiserlichen Familie von ihrem Landsitz St. Christoph, etwa eine Stunde außerhalb der Stadt gelegen.

Die Prozessionen und Kirchenfeste, mit denen die brasilianische Geistlichkeit die auf Sinnenfälligkeit versessenen Einwohner beschäftigt, nehmen kein Ende. Es bimmelt unaufhörlich von den zahlreichen Kirchen und Klöstern her. Die Kirchtürme in Brasilien sind nur von geringer Höhe und tragen keine Glocken. Deshalb wird neben der Kirche ein galgenartiges Holzgerüst aufgerichtet, an dem zwei oder drei kleine Glocken aufgehängt werden. Der Kirchendiener, meistens ein Negersklave, schlägt mit dem Klöppel einige Male willkürlich an, wenn die Gläubigen zum Gottesdienst eingeladen werden sollen. Das Geschelle eines solchen Glockengalgens oder besser: aller miteinander dringt einem durch Mark und Bein und bringt den neu Zugewanderten nahezu zur Verzweiflung. Wie oft dachte ich da an meine Heimat, wenn ich zuweilen am Sonntagmorgen mich in einem Kahne auf dem Silberspiegel des Zürichsees schaukelte und dem harmonischen Geläute meiner Vaterstadt und der zu beiden Seiten gelegenen Dörfern lauschte, so daß mein jugendliches Herz in eine unerklärliche Seelenruhe und süße melancholische Stimmung versank. Sogar das Geläute einer Herde von Schweizerkühen auf der Weide klingt hundertmal harmonischer als diese verteufelte Glockenmusik. —

Elendes Soldatenleben

Unweit des kaiserlichen Palastes liegt das Quartier des zweiten Grenadierbataillons auf einer Anhöhe. Seit wenigen Jahren haben sich die Verhältnisse hier einigermaßen gebessert: Der Soldat darf nun auf einer Pritsche statt auf dem nackten Erdboden

schlafen. Er besitzt sogar eine dünne Strohmatte und eine noch viel dünnere Wolledecke. Doch tummeln sich unzählige Quälgeister, Flöhe und Wanzen, Moskitos und Käfer herum, die ihn ständig von seinem harten Lager aufscheuchen und ihn zwingen, immerfort die Stunde zu verfluchen, in der er sich zum brasilianischen Soldaten anwerben ließ.

In diesem Zusammenhang muß das schändliche «Soldatenpressen» erwähnt werden. Zu gewissen Zeiten wird an der Hafenstraße die gelbe Flagge ausgesteckt. Der Arglose, der dieses Zeichen nicht kennt, oder der durch Versehen seine Sicherheitskarte nicht bei sich führt, wird ohne weiteres von Patrouillen, die eigens zu diesem Zwecke ausgeschiedt werden, aufgegriffen und augenblicklich auf ein Kriegsschiff geschleppt, wo er zeit seines Lebens unter schändlichsten Bedingungen Artillerie- und Matrosendienst verrichten muß. Zuweilen werden solche Unglückliche einfach gefesselt und in scheußliche Gefängnisse gesteckt, bis entschieden ist, zu welchem Dienste man sie verwenden will. Unter diesen Unglücklichen finden sich zuweilen harmlose Bürger, auch Zugereiste aus andern Provinzen, fremde Matrosen oder Betrunkene.

Daß sie schlechte Krieger sind, kann man sich denken!

Nachdem unser Transport im Quartier angekommen war, fehlte es nicht an einigen Hitzköpfen, die meinten, mit lauten Rufen würden sie erreichen, daß man mit ihnen die Länge der Dienstzeit festlege. Aber ihnen, sowie allen, die zu heftig ihrem Mißfallen am neuen Quartier Ausdruck gaben, wurde bald der Kerker als Tummelplatz angewiesen. Auch den andern verging das Murren, als ihnen Stockschläge angedroht wurden. Unsere neu eingetroffene Mannschaft war töricht genug, sich mit unzeitigen Früchten den Magen zu füllen. Überdies wurde die Gesundheit durch das schlechte Wetter und die elende Verpflegung geschwächt, die aus wässerigem Reis, fingerlangen, harten Saubohnen, etwas zähem Fleisch und einem Pfund Brot im Tag bestand. Unter uns war kaum ein Mann, der nicht vom Fieber geschüttelt, vom ständigen Durchfall angegriffen war.

Unsere Fremdenlegionäre hatten ein ziemliches Quantum böser Eigenschaften, und darum ist es auch nicht zu wundern, daß sie sich gegenseitig haßten, sich durch Schikanen das Leben sauer machten, sich verrieten. Der Preusse haßte den Sachsen

und umgekehrt. Viele junge brave Leute aus guter Familie hatten das Unglück, sich durch ihr besseres Benehmen die viehische Mehrzahl zu Feinden zu machen. Nicht selten wurden die Besten Opfer der Verräterei, und auch Selbstmorde ereigneten sich häufig.

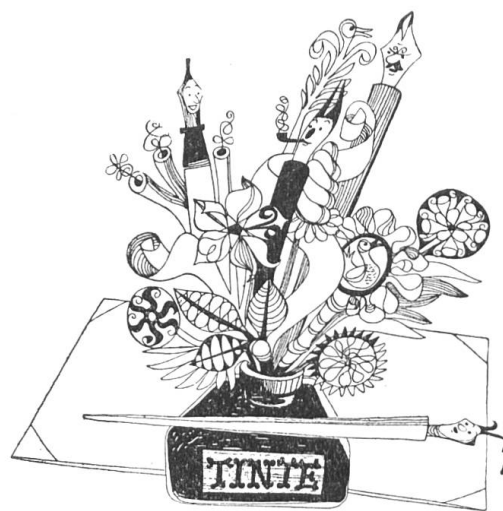
Der Tod mähte mit scharfer Sense und hielt große Ernte. Dumpfes, verzweiflungsvolles Hinbrüten bemächtigte sich der meisten, jene schreckliche Leere der Seele, die keiner Hoffnung mehr Raum läßt und krebstartig den letzten Keim des bessern menschlichen Wesens wegfrißt. Das Sklavenleben, die Verfolgungen und Niederträchtigkeiten unter Offizieren und Soldaten, auch unter Brüdern, Verwandten und Landsleuten, die entwürdigende Prügelei und die Aussichtslosigkeit, jemals diesem elenden Soldatenleben zu entweichen, machten selbst die Besseren unter dieser satanischen Horde zu Stumpfsinnigen, Gefühllosen.

Aus lächerlichem Anlass . . .

Der Kaiser unternahm auf dem Linienschiff «Dom Pedro» eine Reise nach den südlichen Provinzen, um den Schauplatz des Krieges zwischen Argentinien und Brasilien zu besichtigen. Seine Gemahlin sah der Geburt eines Prinzen entgegen und konnte ihn nicht begleiten. Im Volk wußte man, daß der Abschied nicht eben zärtlich gewesen sei. Der Kaiser soll die Kaiserin dabei mit Fußritten traktiert haben.

Wenige Tage nach seiner Abreise erkrankte die Herrscherin schwer, und wieder etwas später starb sie an einer zu frühen Entbindung. Die Trauerbotschaft hatte eine erschütternde Wirkung. Auf allen Gesichtern malte sich Verzweiflung und Betrübnis; denn mit ihrem sanften Wesen hatte die Dulderin die Herzen des Volkes gewonnen. Wenn es auch sonst beim Hinschied hochgestellter Persönlichkeiten üblich ist, die Zeitungen mit höflichen Lügen zu füllen, so waren diesmal die überschwänglichen Nachrufe echt und ehrlich. Es wurden ihr von Abertausenden Tränen des Dankes und der Liebe nachgeweint.

Gleichzeitig schwoll der Groll gegen den Kaiser. Die Liberalen sagten und schrieben sogar später ganz offen, Dom Pedro habe seine Gemahlin, die ihm lästig geworden sei, während seiner Reise nach dem Süden vergiften lassen. Andere schrieben ihren Tod dem groben Abschied zu.



S T I L B L Ü T E N

Unfreiwilliger Humor in Schulaufsätzen:

Philipp wirft Don Carlos sein weiches Gemüt vor.

*

Polykrates und der König von Ägypten stehen auf der Dachzinne des ersteren.

*

Die verzierten Knochensplitter und geritzten Elfenbeinwerkzeuge waren wohl die Geburtsstunde der ganzen Kunst.

*

Der Mann ließ sich in vollem Kriegsschmuck zur Ehre seines Stammes begraben.

*

Ein anderes Sprichwort, das zu einem großen Geschäft den Grundstock lieferte ist: «Die Axt im Haus erspart den Zimmermann.» Schiller hat dieses geflügelte Wort geprägt im Wilhelm Tell. Seine Gedanken beschäftigten sich mit dem Leben der Bergbauern. Heute werden unter diesem Motto in Amerika ganze Häuser selbst gebaut.

*

Er ist tödlich verletzt, auf eine Bahre gelegt, gestorben und begraben worden.

*

Diese Mode ist sehr arm an Sex-appeal. Gewiß sind Arme und Beine frei, aber das sind ja nur die Vorposten des Frauenkörpers. – Modeaff ist der Übername solcher Leute.

Kurz nach den ergreifenden Leichenfeiern brach die Revolution los. Man wartete auf die Explosion; es bedurfte bloß noch des zündenden Funkens.

Ein lächerlicher Zwischenfall führte zum Umsturz: Ein Soldat war eines Nachmittags in Zivilkleidung einem Offizier seines Bataillons begegnet, ohne ihn zu grüßen. Ob er ihn nun erkannt hatte oder nicht: nach unserem Reglement war er zum Gruße nicht verpflichtet. Der Offizier aber lief sofort zum Major, um sich zu beschweren. Es ist zu bemerken, daß jener Offizier und jener Soldat früher bei der Stadt Hamburg zusammen als Gemeine Dienst geleistet hatten. Damals hatte der als Verleumder bekannte spätere Offizier mehr als einmal Prügel einstecken müssen. Beide waren nach Brasilien verschlagen, der schlimmere hier leider zum Offizier befördert worden. Und nun gab sich endlich Gelegenheit, Rache an dem mustergültigen ehemaligen Kameraden zu nehmen.

Der unglückliche Soldat ahnte nichts von der Intrige, die gegen ihn gesponnen wurde. Harmlos kehrte er am Abend in sein Quartier zurück, wurde aber sofort in den Arrest geführt. Am nächsten Morgen des mir unvergeßlichen neunten Juni, als das ganze Bataillon vom Exerzierplatz zurückgekehrt war und der Major auf seinem Parade-Schimmel daherritt, ließ er auf dem Hof ein Karree formen. Die Trommeln wirbelten, und der Ärmste wurde aus dem Arrestlokal vorgeführt. Nun wurden die Kriegsartikel verlesen, und der Major, der ohnehin längst Insubordination gewittert hatte, nahm sich vor, ein Exempel zu statuieren. Mit dröhnender Stimme gab er bekannt, daß der «unbotmäßige» Soldat zu zweihundert Stockhieben verurteilt werde. Augenblicklich hatte er Jacke und Hemd auszuziehen.

Etwa hundert Schläge hielt er standhaft aus. Dann aber, einer Ohnmacht nahe, rief er seinen Landsleuten zu: «Kameraden, ich leide unschuldig, könnt ihr das mitansehen?» Der brasilianische Major schäumte vor Wut, als ihm die umstehenden Offiziere die Worte des Gequälten übersetzten. Er befahl, den Rebellen an einen Pfahl vor der Küche zu binden und ihn auf Tod und Leben zu peitschen.

Dumpf und schweigend hatten die Soldaten bisher dem Martyrium ihres Kameraden zugesehen. Als sie aber jetzt seinen schändlichen mißhandelten Leib an den Pfahl gebunden sahen, durchlief ein Raunen die Reihen. Endlich zerriß ihre Eselsgeduld. Und plötzlich tönte es laut und mächtig: «Nieder mit dem

Tyrannen, wir sind keine Negersklaven!» Die Glieder öffnen und ohne Kommando im Schwarm mit gefälltem Bajonett auf den Major stürzen, war eins.

Leider gelang es dem Feigling, auf seinem Pferd zu entrinnen und sich in seiner Wohnung zu bergen. Eine große Anzahl Soldaten aber verfolgte ihn mit gezogenem Säbel; tobend und rasend, fluchend und schreiend erstürmten sie das Haus, und nur durch einen Sprung aus einem hintern Fenster konnte er, als Feldarbeiter verkleidet, einem schrecklichen Tod entgehen. Die um ihre Rache geprellten Soldaten hielten sich fürs erste an der Wohnung schadlos. Türen und Fenster, Spiegel, Tische und die kostbaren Mahagonimöbel krachten unter ihren Gewehrkolben zusammen. Man riß die Wände ein, Wäsche und kostbare Galauniformen wurden zerfetzt. Bücher zerrissen, Uhren kurz und klein geschlagen, ja sogar das weiße Pferd mit Bajonettstichen getötet. Glücklicherweise wohnte die Familie des Majors außerhalb der Stadt; denn das ganze Haus wurde zum Schutthaufen verwandelt.

Der Anfang war gemacht. Die göttliche Freiheit, der Himmelsfunke, hatte gezündet. (1831 wurde Dom Pedro zur Abdankung und Rückkehr nach Europa gezwungen. Red.) Die Geschichte zeigt oft genug, zu welchen Greueln Freiheitsräusche ausarten können. Das Volk läßt sich wohl lange Zeit geduldig am Narrenseil herumführen. Plötzlich aber bricht es los, dann sind alle schützenden Garden umsonst.

Der Leser möge diesen Gedankengang entschuldigen. Aber mein Schweizerherz muß sich zuweilen Luft machen; denn es verabscheut alles, was mit Despotismus zusammenhängt.